

ACHILLES IN TAORMINA

Roman

MICHAEL KLEEBERG



Achilles in Taormina

(Romanauszug von Michael Kleeberg)

Es war noch Nacht, als der LKW zum Halten kam, aber durch die Öffnungen der Plane war flackerndes Licht zu sehen, und vor allem herrschte infernalischer Lärm. Männer brüllten und schrien, und andauernd ertönte eine Art Sirene, erst an den nachfolgenden dumpfen Erschütterungen und Explosionen erkannte ich, dass wir, oder zumindest eine Stellung in unserer Nähe, unter Beschuss standen.

Wir stiegen aus, nahmen Haltung an, bis auf drei, die sofort in Panik gerieten und sich vor die hohen Reifen des Lasters knieten und die Hände überm Kopf zusammenschlugen. Irgendwo schrie ein Verwundeter wie am Spieß, und mehrere Jeeps mit Rot-Kreuz-Zeichen rollten langsam an uns vorbei wie eine Kolonne Taxis am Flughafen.

Wir waren am Kommandostand, und ein diesmal brüllender Offizier erklärte uns, unsere Einheit werde nach vorne in die Gräben geschickt, sobald der Dauerbeschuss endete.

Ich sah nur Chaos, rennende Soldaten, wie wenn man in einem Ameisenhaufen gestochert hat, und dazu immer wieder der Sirenenlärm und die Einschläge. Dann ganz in unserer Nähe ein infernalischer Schlag - das war unsere Flugabwehrkanone, die geschossen hatte.

„Ataque aéreo“, bellte der Unteroffizier, dem unsere Gruppe offenbar unterstellt war, und statt zur Front liefen wir alle zu einem langen und tiefen Graben, stiegen eine Leiter herunter, so tief, dass wir nicht mehr über den Rand blicken konnten und kauerten uns in den mit Balken befestigten Unterstand. Wir standen bis zu den Schenkeln im Wasser, der Dauerregen hatte die Gräben volllaufen lassen. Im Dämmerlicht sah ich eine Ratte an mir vorbeischwimmen.

Dann waren Flugzeuge da, kreischende Düsenflugzeuge, die Flak donnerte, und es waren Einschläge zu hören, aber nicht in unmittelbarer Nähe. Mein Kopf dröhnte, und irgendwann spürte ich einen Schmerz an meiner Hand, ich blickte nach unten und sah, dass sich Lynns kurze, schmutzige Nägel tief in meinen Handteller gekrampft hatten.

Erstaunlicherweise wurde ich in all dem Lärm und Geschrei immer ruhiger, vielleicht auch nur, weil ich unfähig war, mir die reale Lebensgefahr bewußt zu machen. Das ist also der Krieg, dachte ich nur immer wieder kopfschüttelnd. Laut und chaotisch, ich hatte mir etwas anderes vorgestellt, etwas klareres, mit durchschaubaren Regeln. Wie soll so etwas je entschieden werden?, dachte ich. Wer als erster die Nerven verliert in diesem Irrsinn und schreiend davonläuft, ist der Verlierer.

Ich zündete mir eine Zigarette an und gab zwei weitere an meine zitternden und betenden Nachbarn ab. Nach einer halben Stunde ließ der Lärm nach, auch unsere Flak schoß nicht mehr, offenbar war dieser Angriff zu Ende. Der Unteroffizier ging durch den Graben und forderte uns auf, rauszukommen und Aufstellung zu nehmen. Er war der einzige von uns, der einen Helm trug.

Für diese Art Krieg, also für ein Scheibenschießen, wäre ein Helm nicht ganz falsch, dachte ich. Dann nahm unsere Abteilung in Zweierreihen Aufstellung und marschierte aus dem Camp hinaus auf einer Art Feldweg durch den tropischen Wald. Schräg voraus mußte Osten liegen, und auf den Bergkuppen im Westen malte sich ein erster Schimmer Dämmerung.

Wir marschierten zwei Stunden lang bergauf und bergab, dann kamen wir auf einen Höhenzug, unter dem sich das Panorama bis zum gigantischen, dem Meer gleichenden See ausdehnte. Der Highway war deutlich zu sehen, und dann begann auch der rhythmische Lärm wieder.

Explosionen in dem Dorf unter uns zeigten an, wohin unsere Geschütze zielten, und das Aufleuchten von Mündungsfeuer, gefolgt von Explosionen entlang des Höhenzugs machten uns klar, dass der Feind wußte, wo wir lagen. Dann begann es wieder zu regnen, und wir bezogen Position in einem Graben, der allerdings nicht so tief war wie der letzte, so dass er mir nur bis zu den Schultern reichte, und ich wie ein versteckter Tier- oder Vogelbeobachter die ganze Szenerie vor mir sah. Was wir hier, zwei Kilometer vom Feind entfernt, mit unseren alten Gewehren anfangen sollten, war mir nicht klar, bis unser Unteroffizier uns erklärte, dass wir bei dem erwarteten Vorstoß der Nationalgarde auf unseren Hügel herauf schießen sollten, sobald sich die Gegner aus dem Waldsaum lösten.

Eine halbe Stunde blieb es ruhig, abgesehen von den hin und herfliegenden aber weitab einschlagenden Mörsergranaten. Doch dann brach das Inferno los.

Jemand brüllte „Aviones!“ und deutete in die in Regenschlieren aufgehende Sonne über dem See. Und dann konnte man die Formation sehen, mehr an den Kondensstreifen als an dem auf den Jagdfliegern selbst aufblitzenden Licht. Wir tauchten in den Graben, nur gerade den Kopf über Wasser haltend, dann heulte und explodierte alles um uns herum, Erde prasselte uns auf die Köpfe, der Lärm war unerträglich, und aus dem Chaos drangen vereinzelte spitze und schrille Schreie.

Ich erfuhr später oder reimte es mir aus Bruchstücken zusammen, dass dies die letzte, verzweifelte Offensive des Somoza-Regimes an der Südfront war. Der letzte Versuch, über die Verbindung nach Costa Rica das mittlerweile von drei Seiten eingeschlossene Managua zu entsetzen, der letzte Versuch, diese knapp zehn Kilometer hinter der Grenze, die von den Sandinisten gehalten wurden, zurückzuerobern.

Es war ein stundenlang andauernder, stehender Moment absoluten Horrors und tierischer Angst. Die Zeit war ausgesetzt, stattdessen nur Lärm, Explosionen, Druckwellen, Schreie. Ich schloss die Augen und betete und versuchte meinen unter Wasser zitternden Körper halbwegs unter Kontrolle zu halten. Ich wollte nur, dass es aufhört, wie ein Alptraum, aus dem man nicht entkommen kann. Ich hatte die Augen geschlossen, und wenn ich nicht betete, zählte ich. Von eins bis hundert und dann wieder von vorn. Oder von hundert bis eins in der irren Hoffnung, am Ende würde der Beschuss aufhören. Aber er ging immer weiter in Wellen auf Wellen. Ich weiss nicht, was passiert wäre, hätte die Guardia Nacional diese Stunden benutzt, um tatsächlich unsere Stellungen zu stürmen und einzunehmen. Ich hätte es nicht mitbekommen, ich blickte kein einziges Mal über den Rand des Grabens hinweg, mein Gewehr schwamm vor mir in der trüben Brühe. Es hätte mir nichts ausgemacht, hätte sich ein Somozist über den Rand gebeugt und mir den Gnadenschuss gegeben, ich sehnte mich nach nichts mehr als nach Stille und Schlaf und Erlösung.

Lang vorbei war der Moment, in dem man den Mut und die Geistesgegenwart gehabt hätte, sich nach seinen Nachbarn umzusehen. Jeder war sich selbst der Nächste und Einzige. Selbst Lynn, irgendwo neben mir im Graben, vergaß ich. In die Enge gedrängte, gejagte Tiere, von denen sich ein jedes nur noch ans eigene Überleben klammert. „Seid doch leise“ dachte ich immer wieder, wenn ich Schreie hörte, „seid doch gottverdammte leise!“

Ich habe keine Ahnung, ob während dieser Bombardierung unsere eigene Flak noch schoß, ob überhaupt einer von uns in den verschiedenen Gräben und Stellungen entlang der Hügelkuppe noch schoß, in dem infernalischen Lärm ging unter, woher welche Explosion rührte.

Und dann, ebenso abrupt wie er begonnen hatte, hörte der Lärm auf, und jetzt war es die Stille, die heulte und brüllte, bis mir nach wenigen Minuten klar wurde, dass die Geräusche in meinem Kopf nachhallten. Ich schüttelte mich, und es war tatsächlich lächerlich still, selbst die Vögel in den Bäumen konnte man wieder zwitschern hören. Die Sonne war über unsere Köpfe in Richtung Westen gewandert. Ich nahm mich zusammen, stand auf und blickte mich um. Die ganze Hügelkuppe bestand nur aus aufgewühlter Erde, Trichtern und kleinen Kratern, und dann hörte ich das Wimmern und Weinen.

Lynn tauchte aus dem gelben Grabenwasser auf, auf dem rosige Schlieren trieben. Sie blutete heftig auf der Stirn, aber es stellte sich sofort heraus, dass es nur eine leichte Platzwunde war, die sie sich selbst beim Schutzsuchen mit dem Gewehrlauf oder Kolben zugefügt hatte. Ich umarmte sie, wischte ihr das Blut vom Gesicht und wickelte ihr eine halbwegs saubere Binde um die Stirn, die ich in der Tasche getragen hatte. Dann zog ich mich aus dem Graben und suchte, gleich einigen anderen, nach Verwundeten. Zehn Meter von unserem Unterstand sah ich dann meine erste Tote. Es war die 15jährige Margari, die mit dreckverspritztem Gesicht unnatürlich schräg an der Wand des Grabens lehnte. Sie schien zu schlafen, die Augen waren geschlossen, nur das rote Auge in der Stirn sah mich an. Und der Hinterkopf war eine Masse aus Blut und Haaren. Wir hoben sie aus dem Graben und legten sie auf eine der Tragbahren, die verschiedene Männer aus dem Wald hinter den Linien heraufbrachten. Jemand betete kurz. Es gab in unserem Graben, in dem vielleicht 30 Leute das Bombardement ausgehalten hatten, acht unterschiedlich schwer Verletzte. Ich trug mit einem anderen zusammen zwei den Hügel herunter, an dessen rückwärtiger Flanke mittlerweile zwei Jeeps mit Rotkreuzzeichen angekommen waren. Dazwischen rauchte ich und gab eine Zigarette an meinen Kameraden weiter. Wir sprachen kein Wort, aber lächelten oder besser grimassierten uns zu.

Auch unten am Highway war alles ruhig. Nachdem die Verwundeten versorgt und abtransportiert waren, kehrte fast jeder wieder in den Graben zurück. Wasserflaschen machten die Runde. Auch

Tequilaflaschen. Ich hatte nichts getan, außer im Graben zu liegen, aber ich war zu Tode erschöpft.

Michael Kleeberg
Achilles in Taormina
Penguin Verlag
336 Seiten. Hardcover
€ 28,00 [D] / € 28,80 [A] / CHF 38,50
ISBN 978-3-328-60276-7